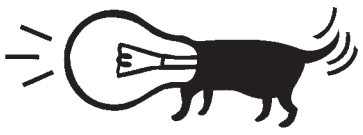
IM AFFEKT

Falco und Pouletherzen auf Strudelteig



VON DANIELA JANSER

Plötzlich sassen sie da, wo sich früher der Durchgangsverkehr durch enge Häuserzeilen gestunken hatte. Sie blinzelten in die Sonne oder schauten die Häuser an, die nun nicht mehr russgeschwärzt und abgeranzt waren. Und sie tranken überteuerte Cocktails, die preisgekrönte Barkeeper in unpraktische Konfigläser gefüllt hatten, weil das der letzte Chic war.

Man konnte über die erste richtige Hipsterbar im Quartier schimpfen, vor allem aber konnte man gut über sie spotten. Oder die Augen zudrücken und sie einfach vergessen. Bis die BetreiberInnen der Hipsterbar kürzlich eine Filiale gründeten, ein Restaurant diesmal, und Wegschauen schwieriger wurde. Denn dieses Restaurant besetzt ein Lokal, das von der Stadt Zürich zur Miete ausgeschrieben worden war – mit gewissen Auflagen das Betriebskonzept und die Preisgestaltung betreffend. Immerhin gehört die Beiz zu einem Hochhaus mit subventionierten Wohnungen, in denen neben Familien auch viele RentnerInnen und Randständige leben. Sie dürfen nun ihre alten Schallplatten mit ins Café nehmen und sie dort auflegen lassen. Ansonsten lässt der Wirt gerne Falco oder alte israelische Schlager laufen, wie er dem «Züritipp» verriet.

Der «Züritipp»-Journalist war dann derart hingerissen, dass er das neue Lokal noch vor dessen Eröffnung bereits zum «Lieblingsort im Betonblock» kürte. Auf den Tischchen stehen farbige finnische Teelichthalter für zwölf Franken das Stück, denkt man sich die Noppen weg, erinnern sie ein wenig an Konfigläschen. Womöglich müssen hier bald Antidiebstahlschilder aufgestellt werden, wie im veganen Restaurant ein paar Strassen weiter, wo die BesucherInnen immer die aparten Glühbirnen im WC abschrauben und mitnehmen. Es gibt fünfzehn verschiedene Kaffeevarianten, alle auf Espressobasis. Oder darf es etwas zum Knabbern sein? Pouletherzen-Burekas und ein weiches Ei? Lammnacken mit Tsatsiki? Oder einfach ein kleines Schälchen ganz gewöhnliche Salzmandeln für 4 Franken zum frisch gepressten Orangensaft, zwei Deziliter für 6.50 Franken?

Für die interessierten HipsterInnen unter den WOZ-LeserInnen: www.lochergut.net.

«JUNGE WELT»

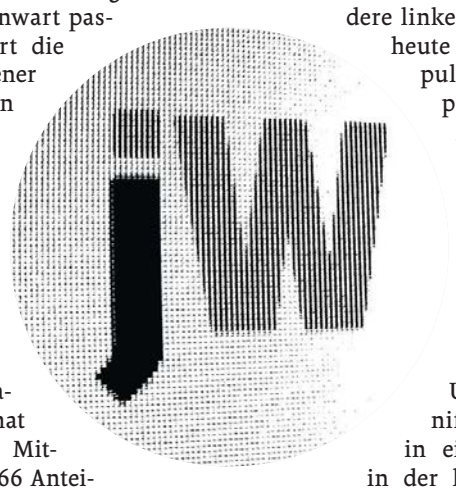
Orthodoxie am Kiosk

Die linke Berliner Tageszeitung expandiert in die Schweiz. Sie steht vor allem für einen antiimperialistischen Kurs, der links wie rechts gern gesehen wird.

VON DAVID HUNZIKER

Wer in letzter Zeit im Restaurant Silberkugel am Zürcher Bleicherweg zu Burger und Cola eingekehrt ist, konnte eine überraschende Entdeckung machen: ein Plakat der linken deutschen Tageszeitung «junge Welt» («jW»). «Sie lügen wie gedruckt. Wir drucken, wie sie lügen» war darauf zu lesen. Der Slogan ist alt, die Kampagne neu: 200 000 Euro hat sich die «jW» eine Reihe von Plakaten, Inseraten (auch in der WOZ) und Radiospots in Süddeutschland, Österreich und der Schweiz kosten lassen. Das Ziel: mehr Abos im deutschsprachigen Süden.

Mit ihrer volkstümlichen Sehnsucht nach dem Realsozialismus der Vergangenheit und ihrem Fetisch für geopolitische Machttektonik will die einst auflagenstärkste Zeitung der DDR nicht so recht in die Gegenwart passen. Andererseits profitiert die «jW» von einem Revival jener Denkmuster: Die Abozahlen steigen, die Linke Presse Verlags-, Förderungs- und Beteiligungsgenossenschaft, der das Blatt mehrheitlich gehört, legt an Mitgliedern zu. Von dort kann die «jW» Kredite beziehen, mit denen sie Investitionen wie die aktuelle Werbekampagne tätigen kann. Derzeit hat die Genossenschaft 1832 Mitglieder, die zusammen 3266 Anteile zu je 500 Euro gezeichnet haben.



Der gemeinsame Feind verbindet

Mit fünfzig gedruckten und einigen Onlineabos ist die Bedeutung der «jW» auf dem Schweizer Markt marginal. Doch sie will mehr. Darum ist das Blatt seit April hier an über 200 Verkaufsstellen wie Kiosken und Supermärkten erhältlich. Auch die Berichterstattung zur Schweiz durch Freischaffende, die für ein bescheidenes Zeilenhonorar arbeiten, soll ausgebaut werden. Im Gespräch betont Geschäftsführer Dietmar Koschmieder, die Schweiz interessiere ihn auch inhaltlich. Als eine Art «Labor des Kapitalismus» nehme sie ökonomische Entwicklungen immer wieder vorweg. Doch in erster Linie trachtet er nach der zahlungskräftigen Schweizer LeserInnenschaft. Koschmieder, dem die nahezu alleinige Kontrolle über die Zeitung nachgesagt wird, sieht noch einiges an Potenzial für eine linke Tageszeitung wie die «jW»: «Die Leute merken, dass sie von der bürgerlichen Presse angelogen werden.» Und unter diesen Leuten seien nicht nur Linksradikale.

Tatsächlich wird das Blatt in Deutschland auch am ganz rechten Rand gelesen. So soll der Neonazi Ralf Wohlleben die «jW» während der NSU-Prozesse im Gerichtssaal gelesen haben; und der NPD-Kreisverband Jena bezeichnete sie als «eine der letzten aufrechten Printzeitungen in Deutschland». Natürlich kann sich eine Zeitung ihre LeserInnen nicht aussuchen. Was die «jW» für die Rechte aber interessant macht, ist ihr antiimperialistischer Kurs, der zu Verschwörungstheorien und Nationalismus neigt.

Niemand stand für diesen Kurs wie Werner Pirker, der langjährige aussenpolitische Meinungsmacher der Zeitung. Als Pirker 2014 verstarb, betrauerte ihn der zur politischen Rechten übergelaufene Jürgen Elsässer in einem Nachruf als «nationalen Kommunisten». Elsässer, der einst selber für die «jW» und andere linke Publikationen schrieb, ist heute Chefredaktor des rechtspopulistischen Magazins «Compact», zu dessen wichtigsten Anliegen die Verteidigung der deutschen Souveränität gegenüber dem «US-Imperium» gehört. Der gemeinsame Feind verbindet.

Die Spaltung

Unter dem Titel «Die personifizierte Antithese» wurden in einem Nachruf auf Pirker in der linken deutschen Zeitung «Jungle World», die 1997 als Abspaltung von der «jW» entstanden war, dessen haarsträubende Positionen aufgelistet: Den Terrorismus im Irak nach der US-Invasion von 2003 bezeichnete Pirker als Widerstand, den Protest gegen das iranische Regime von 2009 sah er als «konterrevolutionäre Revanche an der Islamischen Revolution als Emanzipationsprozess der Volksklassen», und als das Gaddafi-Regime 2011 ins Wanken geriet, trauerte er dessen «antiimperialistischer Mobilisierungsfähigkeit» nach.

Pirker und Koschmieder gehörten zu den wenigen, die dem einstigen Zentralorgan der DDR-Jugendorganisation FDJ die Treue hielten, als abtrünnige Redaktionsmitglieder 1997 in den Streik traten und die Redaktionsräume besetzten. Nach Koschmieders Versuch, die Zeitung wieder auf eine orthodoxe Linie zu bringen, brach der politische Konsens in der Redaktion auseinander. Aus der Streikzeitung, die der «taz» und dem «Neuen Deutschland» beigelegt wurde, entstand kurz darauf die «Jungle World». Die «jW», die nach dem Streik für eine Weile wieder mit ihrem Schriftzug aus DDR-Zeiten erschien, blieb als Bollwerk der orthodoxen Linken zurück.

GESCHICHTSSCHREIBUNG

Die NZZ im Herzen der Unschuld

Das aktuelle Geschichtsheft der NZZ ignoriert aktuelle Forschung, präsentiert falsche Fakten und retuschiert historische Quellen.

VON HARALD FISCHER-TINÉ UND BERNHARD C. SCHÄR

Das Schweizer Kapital war mitverantwortlich: «Sklavenhandel», Stich von George Loring Brown nach einer Zeichnung von Joseph Marie Foussereau, 1836. BILD: ULLSTEIN

Das Heft «NZZ Geschichte», das viermal im Jahr erscheint, hat in seiner Aprilausgabe ein relevantes Thema aufgegriffen: die Rolle der Schweiz im Kolonialismus. Gemessen am letztjährigen «Streit» zwischen Christoph Blocher und einigen Historikern, ist dies ein Riesenfortschritt in der öffentlichen Geschichtsdebatte hierzulande. Schliesslich tendiert die Relevanz von Marignano und Morgarten zum Verständnis des helvetischen Hier und Heute gegen null. Auch im Vergleich zu den vielen neuen Überblickswerken, die in jüngerer Zeit zur Schweizer Geschichte erschienen sind, ist die Themenwahl zu begrüssen. Noch immer wird Kolonialismus in Büchern zur Schweizer Geschichte grossräumig ausgeklammert.

Ignorierte Forschung, falsche Fakten

Bedauerlich ist hingegen, wie man diese wichtige Frage angeht. Anstatt aufzuklären, wie die Schweiz ihre Position als globales Finanz-, Rohstoffhandels- und Wissenschaftszentrum mit einer der europaweit höchsten Migrationsquoten auch aus einer langen Beziehung zur kolonialen Welt in Übersee erlangte, wird zunächst gemahnt: Man müsse «immer mit Vorsicht auf die vergangenen Zeiten zurückblicken». Die «Worte und Taten unserer Vorfahren» gelte es nicht vorschnell zu «verurteilen». Der Duktus erinnert an die Order des ehemaligen französischen Präsidenten Nicolas Sarkozy: Anstatt nur die negativen Aspekte sollten Historiker auch «den positiven Beitrag der französischen Präsenz in Übersee» würdigen. Sarkozy nannte Kolonialhistoriker «Vertreter des Büssertums».

Die NZZ spricht von Vertretern der nationalen «Selbstkasteiung». Dazu zählt für sie offenbar eine ganze Reihe oftmals jüngerer Forschender aus dem In- und Ausland, die in den letzten Jahren etliche Studien mit einem originellen Ansatz publiziert haben. Die NZZ ignoriert nicht nur diese Studien. Sie glaubt auch, einen ganzen Forschungszweig – die Kulturwissenschaften und «postcolonial studies» – mit der Bemerkung, sie seien «theoretisch überfrachtet», ad acta legen zu können. Stattdessen plädiert sie für mehr wirtschaftshistorische Forschung – etwa über «Schweizer Kapitalflüsse in den Belgisch-Kongo».

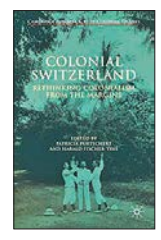
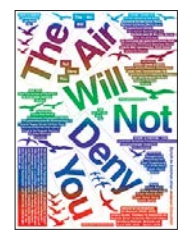
Die Idee, wirtschaftshistorische Erzählungen über Waren- und Kapitaltransfer seien relevanter als kulturwissenschaftliche Analysen, entspricht dem Forschungsstand der achtziger Jahre. In der internationalen Forschung herrscht längst Konsens darüber, dass wirtschaftliche Ausbeutung und politische Gewaltherrschaft in den Kolonien nur mithilfe einer spezifischen Kultur funktionieren konnten, die sich bis weit ins europäische Hinterland, auch in die Schweiz, ausbreitete und in gewandelter Form bis heute fortbesteht. Dass es weitere Studien zur Rolle der Schweiz als Finanzdienstleisterin der europäischen Expansion braucht, ist unbestritten. Dies setzt aber freien Zugang für HistorikerInnen zu privaten Unternehmensarchiven voraus. Hier hapert es in der Schweiz erheblich. Gerade die Credit Suisse, die die aktuelle Nummer der «NZZ Geschichte» mit einem Inserat sponsert, weigerte sich noch 2007, Forschenden, die im Auftrag der Stadt Zürich Investitionen im transatlantischen Sklavenhandel recherchierten, Zugang zu ihrem Archiv zu gewähren. Argument: Die Quellen des 18. Jahrhunderts unterlägen dem Bankgeheimnis (von 1932)!

Bedauerlich ist ferner, dass es die NZZ mit den wirtschaftshistorischen «harten Fakten» selber nicht so genau nimmt. Erwähnt wird, dass Schweizer Investoren im 18. und 19. Jahrhundert an der Verschleppung von 20 000 afrikanischen SklavInnen beteiligt gewesen seien: eine grobe Verfälschung der historischen Tatsachen. Richtig ist, dass Schweizer Kapital für die Verschleppung von rund 170 000 Menschen mitverantwortlich war. Das entspricht etwa 10 Prozent der damaligen Schweizer Bevölkerung oder 2,4 Prozent des gesamten Sklavenhandels zwischen 1773 und 1830.

Politiker in sexistischer Pose

Die Geringschätzung kulturhistorischer Expertise seitens der NZZ zeigt sich am sträflichsten bei ihrem Umgang mit den historischen Abbildungen aus dem Kongo. Wie zahllose Bilder dieser Epoche dokumentieren sie einen rassistischen, oftmals quasipornografischen männlichen Blick auf die (häufig weiblichen und unbekleideten) «Eingeborenen». Die NZZ reproduziert den kolonialen Voyeurismus dieser Bilder nicht nur kommentarlos. Sie hat für das Titelblatt auch versucht, alle Spuren von Gewalt wegzuretuschieren: Die Illustration basiert auf einer Fotografie, die den Helden der Hauptgeschichte des Themenhefts – einen grossbürgerlichen Luzerner Politiker, der im Auftrag des belgischen Königs Gräueltaten im Kongo dokumentierte – in einer eindeutig sexistischen Pose zeigt. Davon ist auf der aufgehübschten Illustration freilich nichts mehr zu sehen. Diese hat folglich auch nichts mehr mit einer historischen Realität zu tun, sagt aber umso mehr über die politische Agenda der Heftmacher: die Rolle der Schweiz auch im kolonialen Kontext als «neutral» und unschuldig erscheinen zu lassen.

Harald Fischer-Tiné ist Professor für die Geschichte der modernen Welt an der ETH Zürich. Bernhard C. Schär ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an Fischer-Tinés Lehrstuhl.

Neuere Publikationen zum Thema:
Patricia Purtschert und Harald Fischer-Tiné (Hrsg.): «Colonial Switzerland. Rethinking Colonialism from the Margins». Palgrave Macmillan. London 2015. 323 Seiten. 99 Franken.

Franziska Koch, Daniel Kurjakovic und Lea Pfäffli (Hrsg.): «The Air Will Not Deny You. Zürich im Zeichen einer anderen Globalität». Diaphenes Verlag. Zürich/Berlin 2016 (im Druck). 208 Seiten. 45 Franken.